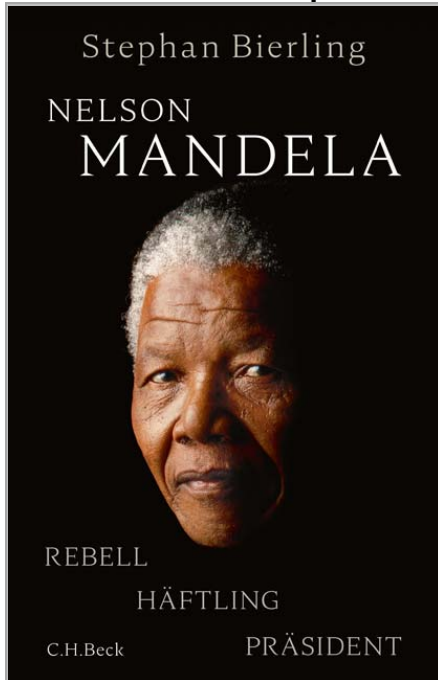


Unverkäufliche Leseprobe



Stephan Bierling
Nelson Mandela
Rebell, Häftling, Präsident

2018. 416 S., mit 21 Abbildungen und 1 Karte. Gebunden
ISBN 978-3-406-72143-4

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/756289>

Stephan Bierling
Nelson Mandela

STEPHAN BIERLING

Nelson Mandela

Rebell, Häftling, Präsident

C.H.BECK

Mit 1 Karte (© Peter Palm, Berlin) und 21 Abbildungen

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2018

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildung: © Greg Bartley / Camera Press / Picture Press

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 72143 4

www.chbeck.de

Für Viola, wen sonst?

INHALT

MADIBAS MAGIE	10
1. DER JUNGE VOM LAND	18
Als Schwarzer im Land der Weißen 23 – Zögling der Missionsschulen und politisches Erwachen 28	
2. POLITISCHE LEHRJAHRE	35
Einstieg in die Politik und Heirat 41 – Der Apartheidstaat 48	
3. DER FREIHEITSKÄMPFER	57
Radikalisierung 66 – Die Freiheitscharta 70	
4. DER WEG IN DEN UNTERGRUND	76
Der Hochverratsprozess: Präludium 78 – Die gemischtrassige Welt des Widerstands 82 – Von Evelyn ... 85 – ... zu Winnie 89 – Der Hochverratsprozess: Hauptverhandlung 93 – Probleme des ANC und das Massaker von Sharpeville 95 – Sieg im Gericht 100	
5. ENTSCHEIDUNG FÜR DIE GEWALT	105
Im Untergrund 106 – Speer der Nation 118 – Die große Afrika- und London-Reise 1962 126	
6. KOMMUNIST UND TERRORIST?	132
Gefangennahme 133 – Mandela und der Kommunismus 136 – Der Staat auf der Anklagebank 146 – Die Razzia auf der Liliesleaf-Farm 151 – Vorbereitung auf den Prozess 156	

7. DER RIVONIA-PROZESS 159

Die Anklage 160 – «I am prepared to die» 166 – Das Urteil 171 –
Reaktionen und Lektionen 175

8. HÄFTLING NUMMER 466/64 179

Alltag auf Robben Island 180 – Der Kampf um die Würde 188 –
Die Knast-Uni 194 – Mandelas Wandlung 198 – Unbeugsamer
Menschenfischer 202 – Winnie Mandela: die politische Witwe 208

9. SÜDAFRIKA AM ABGRUND 218

Der Aufstieg Bikos und der Soweto-Aufstand 220 – Die Release-
Mandela-Kampagne 226 – Anpassen oder sterben 231 – Von
Robben Island nach Pollsmoor 237 – Auf dem Weg zur Unregier-
barkeit 240 – Verständigungssignale 245

10. DER VERHANDLER 250

Sondierungsgespräche mit der Regierung 252 – Das Winnie-Pro-
blem 258 – Botha unter Druck 262 – Freiheit 270 – Reisediplo-
matie 279

11. DER RETTER 286

Der Anfang vom Ende der weißen Vorherrschaft 287 – Skandal um
Winnie 294 – Kraftproben um die Übergangsverfassung 298 –
Mandelas große Stunden 305 – Der Wahlkampf 311

12. DER PRÄSIDENT 317

Der Versöhner 320 – Die Wahrheits- und Versöhnungskomis-
sion 329 – Erfolge der Mandela-Präsidentschaft 331 – Misser-
folge 336 – Bestseller-Autor, Einsamkeit und neues Glück 346

13. ELDER STATESMAN 352

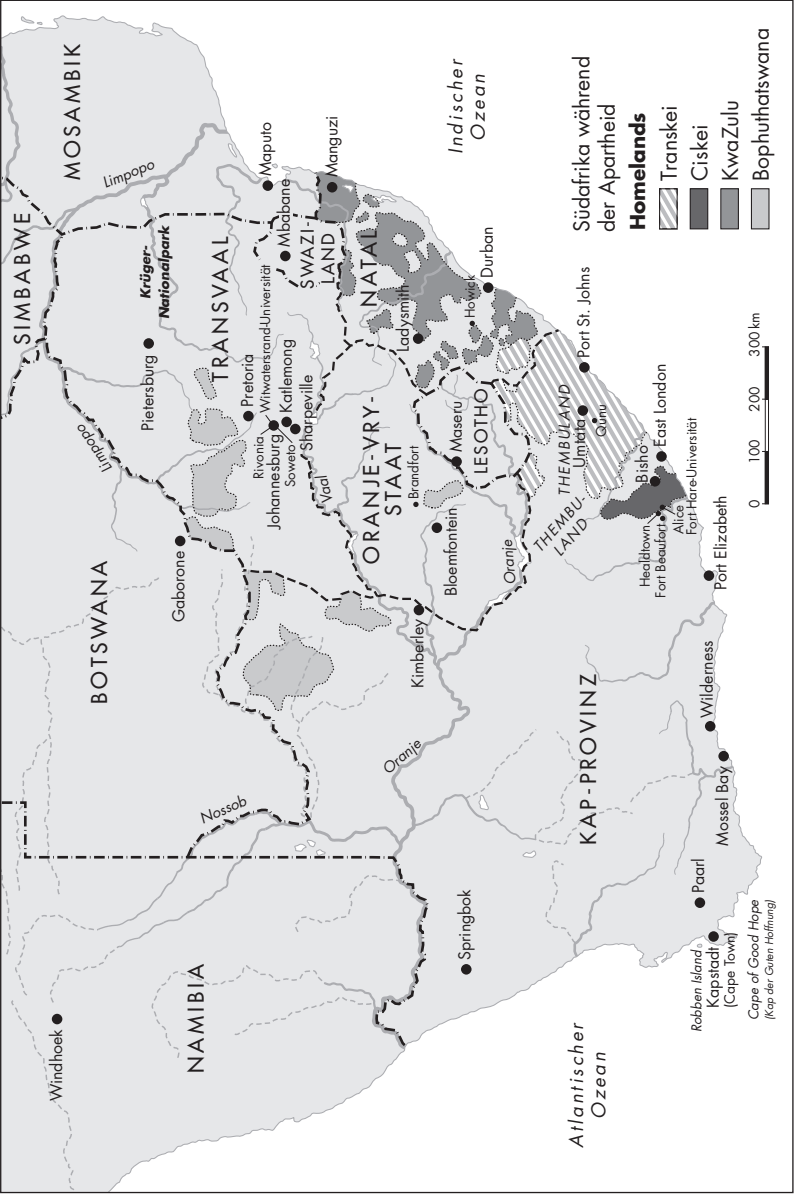
Im Unruhestand 354 – Ruhestand vom Ruhestand 360 – Familien-
intrigen 362 – Der Kampf um Mandelas politisches Erbe 365 –
Der Tod des Patriarchen 368 – Vermächtnis 371

BIBLIOGRAFIE 376

ANMERKUNGEN 384

BILDNACHWEIS 413

PERSONENREGISTER 414



MADIBAS MAGIE

Selbst in den dunkelsten Tagen seines Lebens verlor er nie seine Würde und seine Siegesgewissheit. Nicht als erster schwarzer Anwalt mit eigener Kanzlei in Johannesburg, während ihn das Apartheidregime mit Rede- und Reiseverbot und einem Hochverratsprozess mundtot machen wollte. Nicht während des Rivonia-Prozesses im Justizpalast von Pretoria, als ihn der Staatsanwalt der Sabotage und des Umsturzversuchs bezichtigte und die Todesstrafe forderte. Nicht auf der Gefängnisinsel Robben Island, wo er lebenslänglich weggesperrt werden sollte. In den aussichtslosesten Momenten seiner Haft sagte er sich und Mitgefangenen ein Gedicht des britischen Schriftstellers William Ernest Henley vor.¹ Sein Titel: «Invictus», auf Deutsch «Unbezwungen». Es endet mit den Zeilen:

«It matters not how strait the gate,
How charged with punishments the scroll,
I am the master of my fate:
I am the captain of my soul.»

Manche Menschen formt das Gefängnis, sagte Nelson Mandela später einmal, manche zerbricht es.² Mandela hat es geformt oder besser: Er hat sich in den 27 Jahren der Haft neu geformt. Der Mann, den die Regierung 1963 aburteilen ließ, war eine imposante Figur des Widerstands, aber auch heißblütig und gewaltbereit. Als Mandela am 11. Februar 1990 das Gefängnis als freier Mann verließ, war er nicht nur unbezwungen. Vielmehr war er zu einer besonnenen, abgeklärten Führungspersonlichkeit gereift, die das geschundene Südafrika durch moralische Autorität, Willenskraft und Verhandlungsgeschick fast im Alleingang von der Schwelle des Bürgerkriegs zurückreißen und auf einen Kurs der Versöhnung führen konnte. Für Südafrika wurde Man-

dela, was George Washington für die USA und Mahatma Gandhi für Indien waren: Befreier, Gründer und Sinnstifter der Nation.

International wurde Mandela Kult. Papst Johannes Paul II. lud ihn zur Audienz, US-Präsident George H. W. Bush empfing ihn im Weißen Haus, der amerikanische Kongress gewährte ihm das Rederecht vor beiden Kammern. Sogar die britische Premierministerin Margaret Thatcher, die dem Apartheidregime lange die Treue gehalten hatte, traf ihn in ihrem Amtssitz. Nach der Verleihung des Friedensnobelpreises 1993 und nach dem Sieg bei den ersten freien Präsidentschaftswahlen 1994 stieg Mandela zum säkularen Heiligen auf. Das Magazin *Time* kürte ihn zu einem der 20 wichtigsten Politiker und Revolutionäre des 20. Jahrhunderts.

In Südafrika und der Welt gab es kaum einen Politiker, der nicht nach einem Treffen und einem Bild mit «Madiba», so sein Clan- und Kosenamen, gierte. Seine Magie sollte auf das profane Gegenüber abfärben. Nicht von ungefähr suchte US-Präsident Bill Clinton in den schwersten Stunden der Lewinsky-Affäre Rat und Trost bei Mandela. Sein Nachfolger Barack Obama steuerte 2010 das Vorwort zu einem Buch mit Mandelas Reden, Briefen und Interviews bei, von Politik-Popstar zu Politik-Popstar sozusagen. Bei den Feiern zu seiner Amtseinführung 2008 und 2012 ließ Obama denselben exquisiten südafrikanischen Schaumwein von Graham Beck ausschenken wie sein Vorbild bei seiner Inauguration 1994. Als Mandela 2013 starb, schickte Obama entgegen aller Tradition nicht seinen Vizepräsidenten zur offiziellen Trauerfeier ins Stadion von Soweto bei Johannesburg, sondern flog selbst hin und zitierte in seiner Rede die letzte Strophe von Henleys Gedicht. Und er ordnete den außergewöhnlichen Schritt an, die amerikanischen Flaggen auf Regierungsgebäuden drei Tage auf Halbmast zu setzen.

Wer heute durch Südafrika reist, kann sich der Gegenwart Mandelas nicht entziehen. Überall finden sich Gedenkstätten und Statuen, Schulen, Krankenhäuser, Straßen und eine Universität sind nach ihm benannt, er lächelt einen von riesigen Plakaten an, das ihm gewidmete Museum ist gleich auf drei Orte verteilt. Dahinter verbirgt sich die

tiefe Bewunderung und Zuneigung vieler Menschen, schwarzer wie weißer, und der Versuch, den Aufbruchgeist der 1990er Jahre wachzurufen. Die Omnipräsenz Mandelas entspringt jedoch auch politischem Kalkül. Der seit 1994 herrschende ANC will die Erinnerung an seinen Übervater so lange wie möglich am Leben erhalten. Das Andenken an ihn erlaubt der von Korruption und Günstlingswirtschaft zerfressenen Partei, von ihrer kargen Regierungsbilanz und ihren vielen Affären abzulenken. Aber nicht allein der ANC verklärt Mandela. Da viele afrikanische Rebellenführer von Julius Nyerere in Tansania über Kenneth Kaunda in Sambia und Robert Mugabe in Simbabwe nach ihrem Sieg gegen die weißen Kolonialherren ihr Land zugrunde richteten, ist das Verlangen nach einem schwarzen Superhelden in Afrika und im Westen so überwältigend, dass Mandelas tapfer ertragene Gefängnisjahre und seine titanenhafte Versöhnungspolitik alle anderen Aspekte seiner politischen Karriere und seines persönlichen Lebens überlagern.

Nicht umsonst wurden seine von einem Ghostwriter geschönten Memoiren und die wenig kritische autorisierte Biografie von Anthony Sampson zu Bestsellern, erfüllen sie doch die Sehnsucht vieler Menschen nach einer makellosen Lichtgestalt. Aussagen Mandelas finden sich auf Postern und Postkarten und drohen, aus dem Zusammenhang gerissen und ihres historischen Kontextes beraubt, zu banalen Kalendersprüchen zu degenerieren. Seine zahlreichen Namen und liebevollen Bezeichnungen lassen ihn fast überlebensgroß erscheinen: Da ist sein Familienname Mandela, sein Xhosa-Vorname Rolihlahla, sein ihm von einer Missionslehrerin gegebener Name Nelson, der Name Dalibhunga, den er zur Initiation erhielt und mit dem er oft Briefe an Winnie aus Robben Island unterschrieb, schließlich Madiba, der Name seines Clans, und Tata, Vater.

Eine mythische Überhöhung wird Mandela allerdings nicht gerecht, weder seiner Person noch seinem politischen Wirken. Zu bescheiden, zu geerdet ist er selbst im höchsten Staatsamt geblieben, immer wieder wehrte er sich gegen allzu große Verehrung. «Ein Thema, das mir im Gefängnis große Sorge bereitete, war das falsche Bild, das ich un-

absichtlich der Außenwelt vermittelte; dass man mich als Heiligen betrachtete. Das war ich nie», schrieb Mandela in seinem zweiten, unvollendeten Memoirenband.³ In der Tat ist sein Leben facettenreicher, vielschichtiger und weniger geradlinig als meist angenommen und von fast allen Biografen geschildert. Mandela hat viele Gesichter: stolzer Häuptlingssohn, eifriger Missionsschüler, feuriger schwarzer Nationalist, schwieriger Ehemann, prinzipienfester Anwalt, opportunistischer Marxist, einflussreiches Mitglied des Führungszirkels des ANC und der Kommunistischen Partei Südafrikas, gewaltbereiter Widerstandskämpfer, disziplinierter Häftling, Menschenfischer, geschickter Verhandler, loyaler Parteipolitiker, Versöhner der Nation, gefeierter Weltstaatsmann, Freund von Präsidenten, Diktatoren, Superreichen und Showstars, rastloser Ruheständler, verehrter Elder Statesman, distanzierter Vater, missbrauchte Symbolfigur.

Den Mann aus Fleisch und Blut herauszuarbeiten, zu zeigen, was ihn antrieb, wie sich seine politische Philosophie entwickelte und wie er zur moralischen Instanz Südafrikas, ja der Welt aufstieg, ist das zentrale Anliegen dieses Buchs. Das ist nicht einfach. Trotz seiner langjährigen medialen Allgegenwart und globalen Bekanntheit blieb Mandela der Welt und, wie Robben-Insel-Mithäftling Ahmed Kathrada schrieb, selbst seinen längsten und engsten Weggefährten ein Rätsel:

«Er ist charmant und charismatisch und verfügt sowohl über eine magnetische Persönlichkeit als auch über eine gebieterische Ausstrahlung. Er ist ein Gemisch aus Bauer und Aristokrat, ein lebendes Paradox: ein Demokrat par excellence mit einem Schuss Alleinherrscher; zugleich stolz und schlicht; weich aber hartnäckig; stur und flexibel; eitel im einen Moment und bescheiden im nächsten; grenzenlos tolerant, aber auch ungeduldig.»⁴

Die Rätselhaftigkeit Mandelas ist Folge davon, dass er seine Ansichten oft änderte und den Umständen anpasste. Begann er seine politische Laufbahn Ende der 1940er Jahre noch mit der Vorstellung, dass allein Schwarze den Widerstand gegen die Apartheid tragen sollten, so öffnete er sich später der Kooperation mit Weißen, Farbigen und

Indern. Er wendete sich in den 1950er Jahren den Kommunisten zu, nur um sich 1964 wieder von ihnen zu entfernen und einen integrativen Kurs zu verfolgen. Früh setzte er auf den bewaffneten Kampf – und scheiterte kläglich damit. Privat verlief Mandelas Leben ebenfalls turbulent und widersprüchlich. Dank seines Charmes und seines blendenden Aussehens war er immer ein Ladies' Man, dauerhaftes Glück sollte er indes erst mit seiner dritten Ehefrau finden. Zwei aufreibende Scheidungen, die Entfremdung von seinen Kindern, der Verlust einer Tochter im Kindbett und eines Sohns durch einen Autounfall, eines weiteren durch Aids, der Tod einer geliebten Urenkelin, das alles musste ihn schwer belasten. Mandela sprach jedoch fast nie darüber, blieb introvertiert und stoisch, einige Familienmitglieder hielten ihn gar für gefühlskalt. Gleichzeitig schrieb er aus seiner Zelle in Robben Island zärtliche Briefe an seine Frau Winnie und konnte mit seinem Einfühlungsvermögen und Charisma selbst erklärte Gegner für sich gewinnen.

Dass ich nach der kleinen Mandela-Biografie aus dem Jahr 2012 eine längere Version vorlege, hat mit der Faszination dieses Mannes zu tun und dem Gefühl, noch nicht ganz fertig mit ihm zu sein. In einer Zeit, in der Putin und Erdoğan ihre Demokratien zu Diktaturen umbauen, in der Assad seine Bürger mit Giftgas und Fassbomben massakriert, in der Le Pen und Trump ihre Gesellschaften spalten und radikalisisieren, erscheint die Leistung Mandelas, sein Land vom Abgrund des Bürgerkriegs zurückgerissen, verfeindete Gruppen versöhnt und eine multirassische Gesellschaft propagiert zu haben, umso gewaltiger. Wie es ihm gelang, Südafrika vor einem Schicksal wie Syrien zu bewahren, ist das große Thema dieses Buchs. Selbstverständlich war dieses Ergebnis nicht, nicht einmal wahrscheinlich. Doch ist es nicht das, was große Staatsmänner definiert: das Unwahrscheinliche, das Unvorstellbare wahrscheinlich und vorstellbar zu machen?

Seit Mandelas Tod 2013 sind zahlreiche neue Dokumente aufgetaucht, darunter das Originalmanuskript seiner Autobiografie aus dem Jahr 1976 und Briefe Winnie Mandelas an ihn aus dem Gefängnis. Das südafrikanische Film-, Video und Tonarchiv restaurierte mit

französischer Hilfe die Audiomitschnitte des Rivonia-Prozesses. Das Nelson Mandela Centre of Memory hat die Interviews des Ghostwriters seiner Autobiografie, Richard Stengel, mit Mandela zugänglich gemacht. Zelda La Grange, die langjährige persönliche Assistentin Mandelas, hat 2014 ihre Erinnerungen vorgelegt, ebenso Christo Brand, sein Wärter auf Robben Island und in Pollsmoor. Nicht zuletzt hat die Wissenschaft in den vergangenen Jahren wesentliche neue Erkenntnisse zu Mandelas Leben vor seinem Gefängnisaufenthalt und zum ANC im Exil gewonnen.

Ich danke dem mittlerweile leider verstorbenen Lord Joel Joffe, dem Organisator von Mandelas Verteidigerteam, für seine Erläuterungen zum Rivonia-Prozess, die vielen Kontakte und Hinweise und den inspirierenden Nachmittag bei ihm und seiner Frau Vanetta in Liddington Manor vor den Toren Londons. Dr. Mamphela Ramphela, AnnMarie Wolpe, Dave Steward und Tony Heard teilten ihre Erfahrungen mit Mandela in Interviews mit mir. Prof. Dr. Beate Neuss, Stellvertretende Vorsitzende der Konrad-Adenauer-Stiftung (KAS), Christian Echle, der Leiter des Medienprogramms Subsahara-Afrika der KAS, Maureen Mansfield und Rudi Loutit vermittelten mir wichtige Gesprächspartner. Razia Saleh, Chefarchivarin der Nelson-Mandela-Stiftung, unterstützte mich während meines Forschungsaufenthalts an ihrer Einrichtung im Februar 2017. Brenda Kotze, Archivarin für audiovisuelle Medien am National Film, Video and Sound Archives von Südafrika, gab mir freundlicherweise Auskünfte zu den Dictabelts-Aufzeichnungen des Rivonia-Prozesses. Herzlich danke ich Prof. Dr. Séan Morrow und Dr. Barbara Morrow für ihre vielen Ratschläge zu Quellenlage und Interviewpartnern sowie für ihre Einschätzungen der südafrikanischen Politik – und für 20 Jahre der Freundschaft, seit ich 1998 als DAAD-Gastprofessor an der Fort-Hare-Universität, Mandelas Alma Mater, lehren konnte. Ich danke meiner Frau Viola Schenz, die mich bei den Forschungsaufenthalten und Interviews unterstützte und von deren wachem Verstand und Sprachgefühl dieses Buch enorm profitierte. Dr. Uwe Dubielzig hat mit seinen akribischen Hinweisen liebenswürdigerweise geholfen, inhaltliche,

formale und stilistische Unsauberkeiten zu beseitigen. Carolin Huber B. A. und Christian Sigl erstellten mit großem Einsatz das Personenregister. Verbunden bin ich bei unserem mittlerweile sechsten gemeinsamen Projekt dem Verlag C.H.Beck, insbesondere seinem Cheflektor Dr. Detlef Felken, der dieses Buch angestoßen und das Manuskript klug kommentiert hat, und seinen Kolleginnen Bettina Corßen-Melzer und Janna Rösch.

1. DER JUNGE VOM LAND

Am Abend seines Lebens kehrte Nelson Mandela oft dorthin zurück, wo er aufgewachsen war und eine glückliche Kindheit verbracht hatte: in die rollenden grünen Hügel und saftigen Weiden der Transkei, nach Qunu, 640 Kilometer südlich von Johannesburg direkt an der N2 gelegen, der Schnellstraße von Kapstadt nach Durban. Schon als Präsident Südafrikas residierte er an vielen Feiertagen und am Weihnachtsfest in seinem Bungalow aus großen roten Ziegelsteinen und mit seinen Rundbögen im spanischen Stil. Den Bauplan hatte Mandela selbst entworfen im letzten seiner 27 Gefängnisjahre, den Grundriss übernahm er eins zu eins von seinem letzten Haftort, einem stattlichen Bungalow auf dem Gelände des Victor Verster-Gefängnisses bei Paarl unweit von Kapstadt. Er wählte die Lage seines Heims in der Überzeugung, «ein Mann sollte sterben, wo er geboren wurde»¹.

Zur Welt gekommen war Mandela am 18. Juli 1918 in dem kleinen Dorf Mvezo wenige Kilometer südlich von Qunu. Sein Vater Gadla Henry Mandela gab ihm den Namen Rolihlahla, was «am Ast eines Baumes ziehen» heißt und umgangssprachlich «Unruhestifter» bedeutet. «Mandela» war eigentlich der Vorname seines Großvaters, den die britischen Kolonialherren kurzerhand zum Familiennamen erklärten. Die Mandelas gehörten zu den Thembus, einem der fünf Hauptstämme des Xhosa-Volks, das seit dem Mittelalter aus der Region der Großen Seen in der Mitte des Kontinents in die Transkei eingewandert war. Nach den Zulus bilden die Xhosas die zweitgrößte ethnische Gruppe in Südafrika. In der Sprache der südafrikanischen Ureinwohner, der Khoisan, bedeutet Xhosa «die wütenden Männer». Mandela sollte seinem Vornamen und dem Namen seines Volks als junger Mann alle Ehre machen. Innerhalb ihres Stamms gehörten die Mandelas zum Madiba-Clan, benannt nach einem Thembu-König

aus dem 18. Jahrhundert. Später titulierte viele Bewunderer Mandela respektvoll «Madiba», was in Xhosa so viel wie «der Füller von Gräben» oder «Versöhner» bedeutet. Der Clan zählte zur königlichen Linie der Thembus, allerdings zum «Linke-Hand-Haus» und nicht zum Haupthaus. Damit waren die Mandelas keine Thronaspiranten, sondern Berater des Regenten. Mandelas Mutter Nosekeni war die dritte der vier Frauen Henrys, bei denen der Vater abwechselnd lebte und mit denen er 13 Kinder zeugte – beides Zeichen relativen Wohlstands. Nosekeni oder Henry hatten wahrscheinlich Khoisan-Vorfahren, die man auch «Buschmänner» nennt, auf jeden Fall legen dies Mandelas tiefhängende Augenlider, hohe Wangenknochen und heller Teint nahe. Das wäre nicht ungewöhnlich, lebten Khoisan und Xhosas doch eng zusammen. Viele der markanten Schnalz- und Klicklaute der Khoisan gingen in die Sprache der Xhosa ein, selbst in den Namen des Stamms – das «X» steht dabei für einen Schnalzlaut.

Wenige Jahre nach der Geburt Rolihlahlas verlor Henry seine Position als Häuptling, geriet in wirtschaftliche Schwierigkeiten und schickte Nosekeni mit ihren vier Kindern in die Nähe ihrer Verwandten nach Qunu – eine kleine Siedlung von Rundhütten, gebaut aus einem Gemisch aus Lehm, Schlamm und Kuhdung und mit reetgedeckten Dächern. Die Hütten der paar Dutzend Familien standen meist um ein Viehgehege, den *Kraal*, und unweit der Felder. Die Mandelas hatten drei Rundhütten: eine zum Kochen, eine zum Schlafen, eine für Vorräte. Zu essen gab es Mais, meist in der Form von Mealie Pap, einem weißen Brei, Sorghumhirsen, Bohnen und Kürbis, zu trinken in Kalebassen aufbewahrte Sauermilch. Nur wenige reiche Familien konnten sich Fleisch, Tee, Kaffee oder Zucker leisten. Mit Freunden streifte Mandela durch die Hügel und Wiesen, zu Hause erwarteten ihn eine liebevolle Großfamilie und, meist für eine Woche im Monat, ein strenger Vater, der absoluten Gehorsam erwartete und auf die strikte Einhaltung der Thembu-Bräuche achtete. Einem Wärter in Robben Island erzählte Mandela, dies sei die glücklichste Zeit seines Lebens gewesen. Er habe «mit einer Schleuder Vögel geschossen, Obst von den Bäumen gepflückt, mit einem gebogenen Draht Fische gefangen und warme

Milch direkt vom Kuheuter getrunken»². Mit Fünf, als Hirtenjunge, lernte Mandela, welch zentrale Rolle Rinder im Leben der Xhosas spielen. Sie sind Lieferant von Fleisch und Milch, Zahlungsmittel und Zeichen für den Wohlstand eines Stammesmitglieds. Das Afrika aus dem Bilderbuch mit seinen wilden Tieren und Nationalparks lernte Mandela nicht kennen, dieses Afrika blieb den Weißen vorbehalten und war unerreichbar für Schwarze. Er musste 38 Jahre alt werden, um seinen ersten Elefanten zu sehen. Auch damit unterschied sich Mandelas Kindheit kaum von der seiner schwarzen Altersgenossen.

Das änderte sich, als christliche Freunde Nosekeni und Henry vorschlugen, ihren aufgeweckten Jungen auf eine Missionsschule zu schicken. Obwohl Mandelas Eltern nicht lesen und schreiben konnten, erkannten sie, dass Lernen der einzige Weg war, weiterzukommen. Die Zeit der bäuerlichen Lebensweise neigte sich sogar in der Transkei ihrem Ende zu, die Moderne und mit ihr die formale Ausbildung zogen langsam in die Stammesgebiete ein. Mit Sieben besuchte Mandela als erster in der Familie eine Schule. Wie auf dem Land üblich, bestand auch die in Qunu aus einem Klassenzimmer für alle Altersstufen. Zur Feier des ersten Schultags schenkte Henry seinem Sohn eine seiner alten Hosen, schnitt sie an den Knien ab und band sie ihm mit einer Schnur um die Hüfte. Bis dahin hatte Mandela nur eine Wolldecke getragen, die um die Schulter geschlungen und von einer Nadel zusammengehalten wurde. «Ich muss einen komischen Anblick geboten haben», schrieb Mandela in seiner Autobiografie, «doch nie habe ich ein Kleidungsstück besessen, auf das ich stolzer gewesen wäre als auf meines Vaters abgeschnittene Hose.»³

An seinem ersten Schultag erhielt Mandela von seiner schwarzen Lehrerin den Vornamen, der ihn bekannt und berühmt machen sollte: Nelson. Der Grund dafür war einfach. Die weißen Missionare hatten Schwierigkeiten, die afrikanischen Namen auszusprechen. Mandelas Schule betrieben Methodisten, die ihn wie schon seine Mutter auch gleich taufte. Zwei Jahre darauf ereilte Mandela ein Schicksalsschlag, der sein Leben drastisch veränderte. Sein Vater starb an einer Lungenkrankheit. Mit dem Ausfall des Ernährers und Versorgers war Man-

delas Schulbesuch bedroht. Aber Henry Mandela hatte vorgesorgt: Auf dem Sterbelager verlangte er nach dem Thembu-Herrscher Jongintaba Dalindyebo und bat ihn, sich um seinen Sohn zu kümmern. Nach der Trauerperiode brachte Nosekeni den Jungen in Jongintabas unweit von Qunu gelegene Residenz Mqhekezweni. Das königliche Quartier bestand aus zwei großen rechteckigen Häusern mit weiß getünchten Wänden und Wellblechdächern, umgeben von sieben Rundhütten. Etwas Eindrucksvolleres hatte der junge Mandela nie gesehen. Noch dazu trug der König einen eleganten Anzug und fuhr einen «majestätischen ... Ford V8»⁴, wie sich Mandela erinnerte, das einzige Auto in der ganzen Region. Kein Wunder, dass sich der weiße Magistrat, die oberste Autorität in der Transkei, mehrmals mit der «massiven Extravaganz seines Lebensstils» und den konstanten Geldnöten des Königs befasste.⁵

Jongintaba und seine Frau NoEngland, beide gläubige Methodisten, kümmerten sich mit der gleichen Zuneigung um Mandela wie um ihre eigenen Söhne und schickten den scheuen, unsicheren Jungen weiter zur Schule. «Die beiden Einflüsse, die meine Gedanken und mein Tun in jener Zeit beherrschten», bekannte Mandela später, «waren Stammesführerschaft und Kirche.»⁶ Jeden Sonntag ging man gemeinsam fein herausgeputzt zur Messe. Mehr als zehn Jahre lang sollte der Regent sein Vormund und Förderer sein. Seine leibliche Mutter sah Mandela viele Jahre nicht mehr. Der vier Jahre ältere Sohn Jongintabas, Justice, wurde sein großes Vorbild. Justice ging ans von Methodisten geleitete Eliteinternat Clarkebury im einhundert Kilometer entfernten Qokolweni, war ein exzellenter Sportler, ein eleganter Tänzer, groß und gutausehend und hatte eine Menge Bewunderer. Mandela eiferte ihm nach. Als er selber mit Fünfzehn nach Clarkebury kam, schenkte ihm der König Anzug und Stiefel, gab ihm die beträchtliche Summe von einem Pfund als Taschengeld, fuhr ihn persönlich hin und stellte ihn dem Rektor vor. Dieser war der erste Weiße, dem Mandela die Hand schüttelte.

Zu Mandelas prägendsten Eindrücken am Hof Jongintabas zählte, die traditionelle Entscheidungsfindung zu beobachten. Bei den Treffen

hörte der König den – ausschließlich männlichen – Beratern und Häuptlingen aufmerksam zu und griff nie in die Diskussionen ein, selbst wenn er kritisiert wurde. Erst am Schluss versuchte er, Einvernehmen herzustellen. Ein Treffen konnte nur in Einstimmigkeit enden oder ergebnislos. Mandela betonte in seinen Memoiren, wie wichtig dieses Erlebnis von «Demokratie in ihrer reinsten Form» für seinen eigenen Führungsstil gewesen war. Auch seiner Biografin Mary Benson sagte er 1986, damals habe «unser Volk friedlich gelebt unter der demokratischen Herrschaft seiner Könige und ihrer Berater»⁷. Damit verstand Mandela Demokratie anders als in den Lehrbüchern nicht als System, in dem eine Mehrheit des Volks ihre Führer wählt und gegebenenfalls abwählt, sondern als ein Verfahren, um einen Konsens zu erreichen, mit einem versöhnlichen Regenten an der Spitze. Dessen Entscheidung war dann freilich verbindlich. Für einen Herrscher gehörte es sich ebenfalls nicht, Emotionen zu zeigen oder Groll auf einen Übeltäter zu empfinden. Diese prämodernen, mehr einem Stammesherrscher als einem auf Zeit gewählten Souverän entsprechenden Prinzipien sollten Mandela sein ganzes Leben lang begleiten. Sogar die schicke Kleidung, das Auftreten und seine aufrechte Körperhaltung schaute er sich vom König und von den Häuptlingen ab. Da er nicht in der direkten Thronfolge-Linie stand, bemühte er sich offenbar, noch königlicher zu wirken als der König.⁸

Nach der formalen Annexion Thembulands durch die Briten 1885 hatten die Könige große Macht behalten, etwa bei der Landvergabe und der Streitschlichtung. Die Kolonialherren schätzten sie als Mittler zwischen ihnen und der schwarzen Bevölkerung und bezahlten ihnen eine Apanage. Aber die Könige und Häuptlinge brauchten bei ihrer Wahl nicht nur die Zustimmung der Stammesältesten, sondern auch die Bestätigung der weißen Behörden, und formal gehörten Grund und Boden der britischen Krone. «Die Schwarzen hatten Todesangst vor den Weißen», erinnerte sich Häuptling Anderson Joyi, der Mandela Mitte der 1930er Jahre kennenlernte. «Die Weißen dominierten in Polizeistationen, ... Kirchen, Schulen.»⁹

Als Schwarzer im Land der Weißen

Begonnen hatte die europäische Besiedelung des Landes, als die Niederländische Ostindien-Kompanie 1652 einen Versorgungsposten am Kap einrichtete und sich langsam ins Landesinnere ausbreitete. Aufgrund ihrer strategischen Bedeutung für den Seeweg nach Indien übernahm das aufstrebende Britische Empire während der Napoleonischen Kriege die Kap-Kolonie. Da die Briten den niederländischstämmigen Siedlern, den Buren («Bauern»), die Expansion ins Gebiet der Xhosas und den Sklavenhandel untersagten, kam es zu Spannungen zwischen den alten und den neuen Herren. Sie eskalierten, als London in den 1830er Jahren auch den Besitz von Sklaven verbot. Ein Fünftel der Buren, etwa 15 000 Personen, verließ daraufhin die Kolonie und zog im *Großen Trek* nach Nordosten. Dort gründeten die *Voortrekker*, wie sie sich selbst nannten, drei unabhängige Republiken: Transoranje, Transvaal und Natalia. Bei der Ausbreitung nach Natal brachen Kämpfe mit den einheimischen Zulus aus, die mit dem Sieg der Buren endeten. Aus Furcht vor einem Buren-Staat mit Zugang zum Indischen Ozean marschierten kurz darauf britische Truppen in Natalia ein und errichteten 1877 eine eigene Kolonie mit dem Namen Natal. Viele der dort ansässigen Buren flohen in die anderen beiden Republiken im Landesinneren, wo sie abgeschieden ihre eigene Kultur und Gesellschaft entwickelten. Der Große Trek wurde zur Gründungslegende der neuen Buren-Nation, die überzeugt war, ihre Unabhängigkeit gegen imperialistische Briten und feindselige Schwarze verteidigen zu müssen. Unter der Führung von Paul Kruger, von 1881 bis 1900 Präsident von Transvaal, entwickelten die Buren den Mythos eines auserwählten Volks, das Gottes Mission in Afrika erfüllen soll.

In den 1860er Jahren lebten die drei großen Bevölkerungsgruppen in separaten politischen Einheiten: in zwei britischen Kolonien, zwei Buren-Republiken und mehreren afrikanischen Königreichen. Dazu kamen die Inder, die die Briten in dieser Zeit nach Natal brachten zur

Arbeit auf den Zuckerrohrplantagen und als Händler. Wirtschaftlich hatten die Gruppen wenig miteinander zu tun. Das änderte sich schlagartig, als man in Transvaal 1867 Diamanten entdeckte und 1886 Gold. Auf einmal besaß das südliche Afrika, dessen Ökonomie bis dahin auf Selbstversorgungslandwirtschaft basierte, wertvolle Exportgüter. Die Funde lösten einen Zustrom ausländischen Kapitals und eine Massenimmigration aus. In Transvaal verachtete sich die weiße Bevölkerung innerhalb weniger Jahre, und hunderttausende Schwarze suchten Arbeit in den Goldminen und neu entstehenden Städten. Fast alle Minen standen unter Kontrolle der Briten. Um sich billige Arbeitskräfte zu sichern, eroberten sie in den 1870er und 1880er Jahren die unabhängigen Königreiche der Xhosas und Zulus, konfiszierten das meiste Land und führten Steuern ein. Schwarze Männer, die bis dahin freiwillig in den Minen gearbeitet hatten, mussten sich jetzt zu den Bedingungen der Eigentümer verdingen. Ihre Frauen und Kinder ließen diese Arbeitsmigranten auf dem Land zurück, wo sie von Ackerbau und den Geldsendungen der Männer lebten. Viele Merkmale des späteren Apartheidsystems wie die Passgesetze, die städtischen Ghettos oder die verarmten Homelands gehen auf diese Zeit zurück.

Mit der Entdeckung von Diamanten und Gold verschärften sich die Spannungen zwischen Briten und Buren von neuem. Da die Buren kaum über Investitionskapital und Know-how verfügten, dominierten die Briten das gesamte wirtschaftliche Leben. Die Profite flossen nach Europa und in die USA und trugen wenig zur industriellen Entwicklung der Buren-Republiken bei. Als die Buren versuchten, über eine Besteuerung der Gewinne einen Teil des Wohlstands im Land zu halten, gerieten sie in Konflikt mit den Minenbetreibern, den europäischen Investoren und schließlich der britischen Regierung. London beschloss deshalb, Transvaal und den Oranje-Freistaat in eine südafrikanische Föderation unter seiner Kontrolle einzugliedern. Doch die beiden Republiken widersetzten sich einer unfreundlichen Übernahme und erklärten Großbritannien 1899 den Krieg. Es war der erste antikolonialistische Kampf der modernen Geschichte in Afrika.

Die Kosten des von beiden Seiten äußerst brutal geführten Konflikts waren immens. Die Briten verloren 22 000 Soldaten, die Buren 7000. Härter noch traf es die Zivilbevölkerung. Auf die Guerillataktik der militärisch unterlegenen Buren antworteten die Briten mit einer Politik der verbrannten Erde, die in der Zerstörung von 30 000 burischen Farmen und der Einrichtung von Konzentrationslagern gipfelte. Von den 110 000 internierten Buren starben 28 000 an Auszehrung und Krankheiten, 94 Prozent davon Frauen und Kinder. Zugleich sperrten die Briten viele Schwarze, die in den Burengebieten lebten und ihnen meist nicht feindlich gesinnt waren, in eigene Lager. 115 000 Afrikaner wurden so im Laufe des Kriegs interniert, mehr als zehn Prozent von ihnen kamen um.

Die Briten kostete der Konflikt, der in der Heimat immer unpopulärer wurde, mehr als jede andere militärische Auseinandersetzung seit den Napoleonischen Kriegen. Ungeachtet ihrer Niederlage 1902 gelang es den Buren deshalb, London ein günstiges Friedensabkommen abzutrotzen. Das unterstellte die beiden Republiken zwar der britischen Krone, aber die Buren erhielten Kompensationen für ihre Eigentumsverluste und die Zusage, sich selbst verwalten zu dürfen. Von den fehlenden politischen Rechten der Schwarzen – dem vorgeschobenen Interventionsgrund der Briten – war nicht mehr die Rede. Im Gegenteil, die Furcht, die Schwarzen könnten wegen ihrer aktiven Teilnahme am Krieg eine Verbesserung ihrer wirtschaftlichen und politischen Lage fordern, ließ Briten und Buren zusammenrücken. Das Wahlrecht zum Beispiel sollten Schwarze nur erhalten, solange es – in den Worten des britischen Gouverneurs für die neuerworbenen südafrikanischen Kolonien, Alfred Milner – «die gerechte Vorherrschaft der weißen Rasse»¹⁰ nicht gefährdete. Zudem lag es im gemeinsamen Interesse von Briten und Buren, die Minenindustrie mit einer ausreichenden Zahl billiger schwarzer Arbeiter zu versorgen. Schwarze sollten darum nicht das Recht haben, Land über eine bestimmte Größe hinaus zu besitzen, ihre eigene Regierung zu wählen oder ihren Arbeitsplatz oder Wohnort selbst zu bestimmen.

1910 schlossen sich die zwei britischen Kolonien Kap und Natal

und die beiden burischen Republiken Transvaal und Oranje Freistaat zur *Südafrikanischen Union* zusammen. Die erste Regierung setzte sich aus den in den vier Gebieten vormals herrschenden Parteien zusammen, die sich zur *Südafrikanischen Partei* vereinigt hatten. Bei allen Differenzen zwischen Briten und Buren zielten beide darauf ab, die Rassen zu trennen und die weiße Vorherrschaft zu institutionalisieren. Alle Abgeordneten im Parlament des neuen Staats mussten «von europäischer Abstammung» sein. In Transvaal und im Oranje Freistaat durften de jure und in Natal de facto allein weiße Männer wählen, in der Kapkolonie bis in die 1930er Jahre auch einige ökonomisch besser situierte Schwarze und «Farbige», wie Mischlinge genannt wurden. Dabei stellten die Weißen, je zur Hälfte Briten und Buren, bei der Volkszählung 1903 lediglich 22 Prozent, die Schwarzen jedoch 67 Prozent der gut fünf Millionen Südafrikaner. Dazu kamen neun Prozent Farbige und zwei Prozent Inder. Die Politik der Rassendiskriminierung sicherte die politischen und wirtschaftlichen Vorrechte der Weißen auf Kosten der anderen, in erster Linie der Schwarzen. 1911 verabschiedete das Parlament ein Gesetz, das Schwarze von der Übernahme der meisten Fach- und Vorarbeiter-Positionen in den Minen ausschloss. Im selben Jahr legte ein weiteres Gesetz fest, dass sich schwarze Arbeiter in Städten ausschließlich mit Pässen und einzig für die Länge ihres Arbeitsvertrags aufhalten durften. Jede Verletzung dieser Vorgaben wurde mit Zwangsarbeit bestraft. Als Schwarze mit Streiks dagegen protestierten und sich in Gewerkschaften zusammenschlossen, schränkte die Regierung ihre Rechte ein, sich zu organisieren und Arbeitsverträge auszuhandeln.

Um zu erzwingen, dass Schwarze trotz aller Diskriminierungen weiter Arbeit in den Minen und auf den Farmen der Weißen suchten, belastete die Regierung sie mit hohen Steuern, unter anderem auf Hütten und Hunde. Grund und Boden konnten die Schwarzen allein in zugewiesenen Gegenden von meist schlechter Qualität besitzen. Das *Eingeborenen-Landgesetz* (Natives Land Act) überließ ihnen 1913 gerade einmal sieben Prozent Südafrikas als Siedlungsgebiet, 1936 wurde der Anteil auf 13 Prozent erhöht. Damit machte es die

Regierung den Afrikanern unmöglich, einen eigenen Lebensunterhalt zu erwirtschaften, und schaltete sie als Konkurrenten der weißen Farmer aus. Weil nicht alle Schwarzen nach Ablauf ihrer Verträge in ihre Stammesreservate zurückkehrten und viele als Haushilfen oder Gärtner bei Weißen in den Städten arbeiteten, wies ihnen die Regierung abgesonderte Wohngebiete in der Nähe zu, sogenannte «Townships».

Das alles ging den burischen Nationalisten nicht weit genug. 1914 verließen sie die Südafrikanische Partei und gründeten die *Nationale Partei* (NP). Die NP legte es darauf an, die Dominanz der englischsprachigen Weißen in Verwaltung und Geschäftswelt zu brechen. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs und der Eintritt Südafrikas auf der Seite der Alliierten gegen das Deutsche Reich vertieften den Graben zwischen Briten und Buren weiter. 1919 gründeten burische Nationalisten den *Afrikaner Broederbond* (Afrikaanischer Bruderbund), eine halbgeheime Organisation, mit dem Ziel, eine burische Republik zu schaffen, die burische Kultur zu verbreiten und armen Buren wirtschaftlich zu helfen. 1924 übernahm eine Koalition aus NP und *Arbeiterpartei* die Macht und verschärfte die Rassentrennung. Drei Jahre später erhielt das «Eingeborenen-Ministerium» die Kontrolle über alle Angelegenheiten, die Schwarze betrafen, darunter die ihnen zugewiesenen Reservate. Die Machthaber in Pretoria regierten sie durch Verordnungen, nicht reguläre Gesetze, und installierten dort eigene Verwaltungen. Die Schwarzen wurden zu rechtlosen Arbeitsmigranten degradiert, die nicht einmal in ihren überbevölkerten und verarmten Siedlungsgebieten das Sagen hatten. So lebte fast die Hälfte aller erwerbsfähigen Männer der Transkei in den 1920er Jahren nicht bei ihren Familien. In Dörfern wie Qunu, erinnerte sich Mandela, gab es fast nur Kinder, Frauen und Greise.

Zögling der Missionsschulen und politisches Erwachen

Obwohl Mandela immer wieder mit den Folgen der weißen Rassentrennungspolitik konfrontiert wurde, standen für ihn in jener Zeit andere Fragen im Mittelpunkt. Als 16-Jähriger musste er sich dem Beschneidungsritual unterziehen, das bei den Xhosas den Übergang vom Jungen zum Mann markiert. Mit 25 anderen Jungen begab er sich zu zwei abgelegenen Hütten, bekam den Kopf geschoren, den Körper weiß bemalt – und in zwei schnellen, schmerzvollen Schnitten die Vorhaut abgetrennt. Unter schlimmen Schmerzen rief Mandela: «Ndiyindoda» – «Ich bin ein Mann». Mit der Initiation wurde sein ursprünglicher Vorname Rolihlahla nicht mehr benutzt, sondern wegen seines königlichen Geblüts nannten ihn alle im Stamm fortan «Häuptling Dalibhunga», Gründer der Bunga, des Rätessystems der Häuptlinge. Es bereitete Mandela später schelmisches Vergnügen, Staatsmänner zum Erbleichen zu bringen, indem er ihnen in plastischen Details die blutige Prozedur schilderte. Im letzten Teil der Zereemonie einige Wochen darauf hielt der Bruder des Königs eine Rede, in der er den frisch Beschnittenen die Illusion nahm, jetzt Männer zu sein. Die Schwarzen seien vielmehr ein besiegtcs Volk, Sklaven im eigenen Land. Die jungen Männer zögen in die Stadt, lebten in Bretterschlägen, tranken Fusel und ruinierten ihre Lungen in den Minen, und alles nur, damit der weiße Mann in einzigartigem Wohlstand leben konnte. Sie seien Häuptlinge, die niemals herrschten. Mandela war wütend darüber, dass man ihm den Ehrentag mit solch «unwissenden und beleidigenden Bemerkungen» verderbte. Die Weißen betrachtete er damals «nicht als Unterdrücker, sondern als Wohltäter».¹¹

Aber langsam wandelte sich Mandelas Einstellung gegenüber den Weißen, ohne sich schon zu einem festen Weltbild zu fügen. Obwohl in der Transkei, dem größten Reservat im Land, traditionelle Formen schwarzer Selbstregierung fortbestanden, sah er, dass das letzte Wort beim Eingeborenen-Ministerium und seinen Magistraten lag. Diese Fremdbestimmung sogar im eigenen Stammesgebiet empfand der

junge Mandela als zutiefst ungerecht. Als er 1964 im Gefängnis auf seinen Prozess wartete, schrieb er in unveröffentlichten biografischen Aufzeichnungen: «(Mein) politisches Interesse wurde erstmals geweckt, als ich als Jugendlicher den Stammesältesten in meinem Dorf zuhörte. Die Ältesten erzählten von den guten alten Tagen vor der Ankunft des Weißen Mannes. Damals lebte unser Volk friedlich unter der demokratischen Herrschaft seiner Könige und Berater und bewegte sich frei im gesamten Land. Damals gehörte das Land uns.»¹² In seinen Memoiren berichtet Mandela von Erzählungen Häuptling Joyis, wie die gierigen Weißen die schwarzen Völker des südlichen Afrika gegeneinander aufgehetzt und ihnen das Land weggenommen hätten. Das habe ihn zornig gemacht, und er habe sich betrogen gefühlt. Später musste er herausfinden, dass nicht alles in diesen Geschichten der Wahrheit entsprach. Tatsächlich hatte ein Thembu-König in den 1870er Jahren die Briten um Schutz und Aufnahme seines Volks in ihr Kolonialreich gebeten, weil er in Fehde mit einem rivalisierenden Stamm lag.

Auch ein anderes Ereignis brachte den jungen Mandela in Kontakt mit der Politik der Weißen. In seinen Memoiren und in fast allen Biografien wird erzählt, wie sein Vater Mitte der 1920er Jahre seine Position als Häuptling und damit Einkommen und Status verlor, weil er sich einer Vorladung des Magistrats widersetzte. Mandela interpretierte die Weigerung als einen Akt legitimen Widerstands gegen die weißen Autoritäten und betonte, wie er diese «stolze Aufsässigkeit» und diesen «unbeugsamen Sinn für Fairneß»¹³ seines Vaters in seiner eigenen Persönlichkeit erkannte. Der Vorfall mag Mandela geprägt haben, selbst wenn er zu jung war, um ihn bewusst miterlebt zu haben. Doch es gibt auch eine andere Version. Mandela-Biograf David Smith fand heraus, dass der Magistrat Henry seines Amts enthob, weil dieser Land unrechtmäßig gegen Geld und Rinder verteilte.¹⁴ Dieses oft bei traditionellen Stammesgesellschaften anzutreffende Patronage- und Abhängigkeitssystem betrachteten die weißen Herren als Korruption. Auf jeden Fall lag der Fall komplizierter, als Mandela in seinen Erinnerungen berichtet.

In Clarkebury musste Mandela erleben, dass er als Mitglied des Königshauses keine besondere Stellung einnahm: «Es war eine schmerzliche Erfahrung, dass ich in diesem neuen Umfeld keine Person von Bedeutung war.»¹⁵ Clarkebury öffnete immerhin seinen Blick über Thembuland hinaus. Im Gegensatz zu öffentlichen britischen Lehranstalten wurden dort Jungen wie Mädchen unterrichtet. Trotz der harten Behandlung und des miserablen Essens sprach Mandela später in warmen Worten von den Missionsschulen: «Ich betrachte die Leistungen der Missionare auf dem Feld der Ausbildung der Afrikaner als enorm. ... Für mich ist insbesondere Clarkebury die Alma Mater, die ... meine Augen öffnete für den Wert wissenschaftlichen Wissens.»¹⁶ 1935 besuchten 342 181 Afrikaner solche Einrichtungen, die bis in die entlegensten Stellen der schwarzen Reservate hineinreichten.¹⁷ Die gesamte schwarze Elite – Priester, Lehrer, Ärzte, Beamte, Übersetzer – in diesen Tagen war das Produkt von Missionsschulen.

Nach Clarkebury ging Mandela auf Geheiß Jongintabas 1937 an das viel größere methodistische Missions-College Healdtown in Fort Beaufort. Obwohl er dort weiße und schwarze Lehrer hatte, war der Lehrplan rein britisch. Die viktorianische Atmosphäre seiner Schulzeit mit ihrer Betonung von Disziplin, Fleiß und Pünktlichkeit prägte Mandela ein Leben lang. Allein zur Religion hielt er Distanz. Stets missbilligte er starkes Trinken und Fluchen. Mandela legte Wert auf körperliche Fitness, ein gepflegtes Äußeres und ordentliche Kleidung – und behielt dies sein ganzes Leben bei. Bei seinem ersten Deutschlandbesuch 1996 rüffelte er eine Delegation der Grünen, die in Jeans und Turnschuhen auftrat. Wie wenig ausgeformt Mandelas Sicht der Weißen noch war, zeigt seine Bemerkung, er und seine Mitstudenten wollten zu dieser Zeit nichts lieber als «black Englishmen»¹⁸ werden. In Healdtown, wo er überaus strebsam und erfolgreich war, begegnete Mandela erstmals Schwarzen, die keine Xhosas waren, und begann, seinen Stammes-Chauvinismus zu hinterfragen. Zugleich beeindruckte ihn ein Auftritt des berühmten Xhosa-Dichters Mqhayi, der die sieben Strophen für das berühmte Freiheitslied «Nkosi Sikelel' iAfrika» geschrieben hatte. Mqhayi pries die Xhosa-Kultur als der



Die früheste bekannte Aufnahme Mandelas (hinterste Reihe, fünfter von rechts) am Missions-College Healdtown um 1938.

europäischen überlegen, und Mandela war begeistert: «Ich ... verließ die Veranstaltung im Gefühl, ein Mitglied einer auserwählten Rasse zu sein.»¹⁹

Healdtown absolvierte Mandela mit so guten Noten, dass er mit 21 ans Elite-College von Fort Hare in Alice, einer Kleinstadt unweit von Fort Beaufort, gehen durfte. Bei seiner Gründung 1916 war Fort Hare die einzige höhere Bildungsstätte nach westlichem Vorbild in ganz Afrika gewesen, die Schwarzen offenstand. Mandela bewunderte die moderne Einrichtung, erstmals benutzte er Zahnbürste und Zahnpasta, Toiletten mit Wasserspülung und Duschen mit warmem Wasser. Eigentlich hatte die Regierung Fort Hare als Beruhigungsspiel für die Schwarzen gegründet, da sie im Ersten Weltkrieg Unruhen befürchtete und verhindern wollte, dass talentierte Afrikaner in die USA zum Studium gingen und dort mit Ideen wie Demokratie und Menschenrechte infiziert würden. Doch schon bald machte sich in Fort Hare ein unabhängiger Geist breit. Viele spätere Widerstandskämpfer wie der ANC-Präsident und enge Weggefährte Mandelas Oliver Tambo besuchten Fort Hare. Die Präsidenten Sambias, Botswanas,

Tansanias und Simbabwe – Kenneth Kaunda, Seretse Khama, Julius Nyerere und Robert Mugabe – erhielten hier ihre akademischen Weihen. Bei Mandelas Ankunft in Fort Hare 1939 gab es knapp 200 Studenten, darunter 67 Xhosas, 16 Farbige und zehn Inder. Es war die Elite-Hochschule und Kaderschmiede für Schwarze im südlichen Afrika – Oxford, Cambridge, Harvard und Yale in einem. «Jetzt seid ihr in Fort Hare, ihr werdet die Anführer eures Volkes sein», erklärten die Lehrer den Neuankömmlingen.²⁰

Mandela studierte Englisch, Völkerkunde, Politik, Recht und «Eingeborenenverwaltung». Das letzte Fach eröffnete ihm die Perspektive, Arbeit im Ministerium für Eingeborenen-Angelegenheiten in Pretoria oder in einem seiner regionalen Magistrate zu finden. Wenn er nicht lernte, spielte er Fußball oder lief Langstrecke. Eine Leidenschaft fürs Boxen hatte Mandela bereits früher entdeckt. Mit seinen Ein-Meter-Vierundachtzig, seinem unwiderstehlichen Lächeln und seinem athletischen Körper war er bald der Schwarm vieler Studentinnen. Er nahm Tanzstunden und trug stolz den grauen Dreiteiler, den ihm König Jongintaba anlässlich der Immatrikulation an Fort Hare geschenkt hatte. Joe Matthews, dessen Vater dort ein berühmter Professor war, erinnerte sich an Mandela und seinen Cousin Kaiser Matanzima als diese «großen, gutaussehenden Thembu-Gentlemen, die immer gut angezogen waren und auffielen, selbst damals als junge Männer. ... Mandelas Kleider sahen stets aus, als ob sie eigens für ihn ausgewählt oder von einem Schneider speziell für ihn angefertigt waren. ... Ich denke, das war einfach typisch für ihn, und der Bestangezogene sein zu wollen, spiegelte vielleicht auch eine Art Ego.»²¹ Mandela stahl sich in diesen Dandy-Tagen öfters mit Freunden vom Campus, um Damen in Tanzhallen seine neuen Foxtrott- und Walzer-Schritte und seinen schicken Anzug zu präsentieren. Er gewöhnte sich daran, «wie ein Prinz»²² behandelt zu werden.

Politisch war Mandela nicht übermäßig interessiert, am meisten noch am Fortgang des Zweiten Weltkriegs. Er beklatschte einen Vortrag von General Jan Smuts, dem ehemaligen und künftigen Premierminister, der für den Kriegseintritt Südafrikas an der Seite Groß-



Mandela an der Fort-Hare-Universität circa 1939.

britanniens warb. Als bei einer Diskussion ein Kommilitone Smuts einen Rassisten nannte, hielt Mandela dies für «gefährlichen Radikalismus»²³, obgleich er im Zug oder auf der Post regelmäßig selbst kleine rassistische Demütigungen erfuhr. Matthews glaubt, dass Mandela als Mitglied des Thembu-Königshauses automatisch davon ausging, später einmal eine Führungsposition zu übernehmen, und deshalb gleichgültig war gegenüber modernen politischen Bewegungen.

In einer Theateraufführung des College übernahm Mandela die Rolle des Lincoln-Attentäters John Wilkes Booth, der mit dem Präsidentenmord ein als tyrannisch empfundenes Regime stürzen wollte. Er sah die Moral des Stücks darin, «daß Männer, die große Risiken auf sich nehmen, oft große Konsequenzen zu ertragen haben». Dies mag ihn zu einem folgenreichen Schritt inspiriert haben. 1940 kandidierte er für einen der sechs Plätze im Studentenrat. Bei einer Vollver-

sammlung einigten sich die Kandidaten aus Protest gegen das schlechte Essen und den geringen Einfluss der Studentenvertretung allerdings auf einen Boykott der Wahlen. Mandela wurde wie die anderen trotzdem gewählt, lehnte indes als einziger der Sechs die Annahme der Wahl ab. Er beugte sich nicht einmal dem Ultimatum des Rektors. Der verwies ihn daraufhin vom College, bot ihm aber an, ihn nach Fort Hare zurückkehren zu lassen, wenn er sich die Sache in den Weihnachtsferien anders überlege. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte Mandela sich einem Prinzip verschrieben und dafür harte Konsequenzen akzeptiert.

Als Jongintaba im Dezember 1940 von Mandelas Suspendierung erfuhr, war er außer sich und befahl ihm die Rückkehr ans College. Außerdem teilte er Mandela mit, dass er wohl nicht mehr lange leben werde, ihn deshalb verheiraten wolle und bereits eine Frau für ihn ausgesucht habe. Seinem Sohn Justice sagte er das gleiche. Beide weigerten sich – Mandela, weil er wusste, dass die für ihn vorgesehene Frau in Justice verliebt und «sehr, sehr hässlich»²⁴ war. Sie warteten, bis der König bei einer Sitzung des Marionettenparlaments in Mthatha war, stahlen zwei Ochsen aus seiner Herde, verkauften sie und flohen mit dem Geld, jedoch ohne die notwendigen Pässe nach Johannesburg. Per Auto und Zug erreichten sie die Stadt am 16. April 1941. Mandela war 22 Jahre alt. «Wenn ich zu Hause geblieben wäre, wäre ich heute ein angesehener Stammesführer», reflektierte Mandela Anfang der 1990er Jahre. «Ich hätte einen runden Bauch und jede Menge Rinder und Schafe.»²⁵

2. POLITISCHE LEHRJAHRE

Johannesburg hatte Mandela nicht zufällig als Ziel seiner Flucht aus der Transkei gewählt. Es war die Stadt der Verheißungen, der Jobs, des Geldes, der vibrierenden Urbanität. Die Zulus nannten sie Egoli, die «goldene Stelle». Gegründet worden war Joburg, wie es umgangssprachlich heißt, 1886 nach dem ersten Goldfund am Witwatersrand, einem Höhenzug im Transvaal, als Lager für die Minenarbeiter. Der Goldrausch ließ es explodieren: Zehn Jahre später war Johannesburg die bevölkerungsreichste Stadt Südafrikas – und sein neues ökonomisches Herz. 40 Prozent des jemals auf der Erde geförderten Goldes sollte vom «Rand» kommen.

Als Mandela 1941 in Johannesburg eintraf, fachte der Zweite Weltkrieg den Boom in den Minen gerade weiter an. Der Bedarf an Arbeitskräften wuchs immens, auch weil viele Weiße wegen des Kriegsdienstes ihre Jobs aufgeben mussten. Allein zwischen 1936 und 1946 stieg die Zahl der schwarzen Bewohner um 59 Prozent auf 400 000. Der südafrikanische Schriftsteller und Apartheidgegner Alan Paton schrieb in seinem berühmten Roman *Cry, the Beloved Country* (Denn sie sollen getröstet werden) 1948:

«Alle Wege führen nach Johannesburg. Ob Du weiß bist oder ob Du schwarz bist, sie führen nach Johannesburg. Wenn die Ernte ausbleibt, gibt es Arbeit in Johannesburg. Wenn Steuern bezahlt werden müssen, gibt es Arbeit in Johannesburg. Wenn die Farm zu klein ist, um weiter geteilt zu werden, müssen einige nach Johannesburg gehen. Wenn die Geburt eines Kindes ansteht, das geheim geboren werden muss, kann es in Johannesburg geboren werden.»¹

Mandela war also nur einer von vielen zehntausend Neuankömmlingen, und wie fast alle führte ihn sein erster Weg zu den Minen. Dort erhielt er einen Job als Nachtwächter, verlor ihn jedoch rasch, weil er

keine Arbeitserlaubnis von König Jongintaba vorweisen konnte. Die Minenunternehmen arbeiteten nämlich eng mit den Häuptlingen in den Reservaten zusammen, weil diese ihnen billige Arbeitskräfte schickten. Ein schwarzer Arbeiter verdiente gerade einmal ein Zwölftel dessen, was ein weißer bekam. Zwar war das Witwatersrand-Goldfeld das mit Abstand größte der Erde, aber der Goldgehalt des Gesteins war niedrig und die Lagerstätten lagen tief unter der Erde. Die Arbeit unter Tage bei extremer Hitze war hochgefährlich, häufig kamen Menschen zu Tode. Die Schichten dauerten bis zu zwölf Stunden, nachts schliefen die schwarzen Arbeiter zusammengepfercht in spartanischen mineneigenen Massenlagern. Für die Regierung stellten die Steuern aus dem Bergbau die wichtigste Einnahmequelle dar. Deshalb tat sie alles, um den Minenbetreibern das Geschäft so weit wie möglich zu erleichtern. Der märchenhafte Reichtum von «Rand-Lords» wie Cecil Rhodes beruhte wesentlich auf dem Pool billiger schwarzer Arbeiter, den Pretoria mit diskriminierenden Gesetzen garantierte.

Auf die harsche Realität von Rassenunterdrückung, Chancengleichheit und Demütigungen hatten Mandela weder das Leben am Königshof noch die Missionsschulen vorbereitet. Das alles verletzte zutiefst sein Gefühl der Würde, das er als Aristokratensohn und Elitestudent entwickelt hatte. In seiner Zeit in Fort Hare war er zur Überzeugung gelangt, dass er «als Akademiker automatisch an der Spitze stehen, meine Leute in all ihren Bemühungen anführen würde». Jetzt bewegte er sich in Kreisen, in denen gesunder Menschenverstand und praktische Erfahrung zählten. «Niemand hatte mir beigebracht, wie wir die großen Übel der Rassenvorurteile endlich beseitigen konnten, welche Bücher ich in diesem Zusammenhang lesen und welchen politischen Organisationen ich mich anschließen sollte.»²

Mandela wohnte anfangs in Alexandra, einem überfüllten Township nördlich von Johannesburg ohne Strom und Wasser und mit einem «zweifelhaften Ruf»³. Auch wenn es von religiösen Sekten aller Art, von Gangstern und Kaschemmen wimmelte, nachts «Pistole und Messer» regierten und die Polizei unzählige Menschen verhaftete,

weil sie keine Ausweispapiere besaßen oder die Kopfsteuer nicht bezahlt hatten, war es eines der wenigen Gebiete des Landes, «wo Afrikaner Grundbesitz erwerben und ihren Angelegenheiten unbehellig durch die Tyrannei städtischer Behörden nachgehen konnten»⁴. Die Gangs, die Gewalt, die Razzien blendete Mandela aus, um mit seinem Studium und seiner Arbeit voranzukommen. Stets las oder schrieb er, erinnerte sich sein Vermieter.⁵ Trotz allen aristokratischen Selbstbewusstseins und seiner Ambitionen war Mandela noch immer ein Landei. Einmal kaufte er ein Stück Fleisch beim Metzger und bat ein Mädchen zuhause, es für ihn zuzubereiten. Die lachte auf, und als er fragte, warum, bekam er zur Antwort: «Es ist schon gebraten.» Mandela hatte nicht gewusst, dass man gebratenes Fleisch kaufen konnte.⁶ Da ihr Mandela in der Großstadt verloren vorkam, erzählte eine Nachbarin ihrer Freundin Albertina Totiwe von dem jungen Mann aus der Provinz. Totiwe war die Verlobte von Walter Sisulu, einem Selfmademan, Immobilienmakler und politischen Aktivisten mit vielen Verbindungen. Er nahm sich Mandelas an und sollte zu seinem wichtigsten Mentor und lebenslangen Freund werden.

Sisulu stammte wie Mandela vom Ostkap, war sechs Jahre älter und seit 1928 in Johannesburg. Er hatte gerade einmal bis zur sechsten Klasse eine Schule besucht, sich aber durch Fleiß und Intelligenz nach oben gearbeitet. Sisulu gehörte dem *Afrikanischen Nationalkongress* (African National Congress/ANC) und der *Kommunistischen Partei Südafrikas* (CPSA) an. Der ANC war eine schwarze Organisation, die bessere Arbeitsbedingungen in den Minen und volle Bürgerrechte für alle Südafrikaner forderte. Als Sohn einer Schwarzen und eines weißen Verwaltungsbeamten glaubte Sisulu, der ANC werde ihn als Mischling nie an seiner Spitze akzeptieren. Er hielt sich überdies für keine Führungsfigur. «Ich bin ein kleiner Mann», sagte er einmal. «Ich habe eine weiche Stimme. Ich bin scheu ... Ich kann nicht in einem Raum voller Leute stehen und sie begeistern.» Mandela, das sah Sisulu sofort, «war ein natürlicher Führer der Massen»⁷. Er nahm ihn unter seine Fittiche. «Es war ein Gottesgeschenk, dass ein Mann wie er entlangkam in einer Zeit, als wir einen Mann dieses Kalibers

brauchten. ... Natürlich wollte ich, dass so eine Person im Rampenlicht steht ... Wir schauten uns nach Leuten um, die endlich die Lage im Land beeinflussen konnten», erinnerte sich Sisulu. «Ich war auch bestärkt durch seine Flexibilität, seine Fähigkeit, sich zu ändern, seinen Umgang mit Leuten. Erstaunlich.»⁸ Mandela schätzte Sisulu ebenfalls ungemein: «Ich tat normalerweise, was er tat, weil er ein Mann war, der einen enormen Eindruck auf mein Denken hatte. Er rekrutierte mich für die Jugendliga, und ich wurde automatisch ein Mitglied des ANC.»⁹ Die zwei waren bald unzertrennlich. Kathrada, der beide ein halbes Jahrhundert kannte, meinte, es sei «unmöglich, von dem einen zu sprechen, ohne den anderen zu erwähnen»¹⁰.

Sisulu stellte Mandela dem jüdischen Teilhaber einer Rechtsanwaltskanzlei, Lazar Sidelsky, vor, der anfangs nicht sehr begeistert schien von der Idee, ihn als Praktikanten anzuheuern. Sisulu war jedoch ein wichtiger Klient, der der Kanzlei viele Mandanten vermittelte, und Sidelsky konnte ihn nicht brüskieren.¹¹ Einen Schwarzen für eine solche Position einzustellen, war ein unerhörter Schritt – und ein großer Glücksfall für Mandela, musste er doch, bevor er sein neues Berufsziel «Anwalt» erreichen konnte, neben dem Studium mehrere Jahre in einer Kanzlei gearbeitet haben. Sidelsky beschrieb Mandela als «gewissenhaft, nie unredlich, nach außen wie innen sauber»¹². Er weigerte sich zwar, ihm ein Empfehlungsschreiben auszustellen, weil Mandela dem ANC-Mitglied und Aktivisten Sisulu nahe stand, und warnte ihn vor politischem Engagement. Aber er schenkte ihm einen gebrauchten Anzug und ließ ihm 75 Pfund, heute etwa 3000 Euro. Sidelsky war der erste Jude, den Mandela kennen und schätzen lernte. Später traf er viele weitere Juden im Umfeld der Kommunistischen Partei.

Mandelas Lebensumstände waren kümmerlich. Fast fünf Jahre lang trug er tagein, tagaus denselben alten, immer wieder geflickten Anzug von Sidelsky und sein einziges Hemd. Oft lebte er von Brot und kaltem Wasser, manchmal ging er die neun, zehn Kilometer zu Fuß ins Büro, um das Geld für den Bus zu sparen. Doch seine neuen Freundschaften und seine innere Stärke halfen Mandela, «meine

Schwierigkeiten, meine Armut und mein Leid, meine Einsamkeit und meine Enttäuschungen»¹³ zu vergessen. Sonntags luden ihn seine Vermieter zum Mittagessen zu sich ein, meist seine einzige richtige Mahlzeit in der Woche. Viel Zeit verbrachte er mit einer Studienfreundin aus Fort Hare, die als Lehrerin in einer der Townships arbeitete. Fast täglich gingen sie zusammen spazieren, und Mandela war untröstlich, als sie wegzog. Er lebte gerne in Alexandra, hier hörte er seine ersten politischen Redner, hier sah er die ersten Proteste. Einer Bekannten schrieb er 1970 aus dem Gefängnis: «Alex führte mich in viele Feinheiten des Stadtlebens ein. Es nährte mich und machte mich stark für die harte Laufbahn, der ich mich danach widmete.»¹⁴

Nach zwölf Monaten verließ Mandela Alexandra und wohnte mehrere Jahre in Unterkünften von Minengesellschaften, weil die nichts kosteten. In einem dieser Lager besuchte ihn Mitte 1942 kurz vor seinem Tod König Jongintaba, der sich zu Mandelas Erleichterung mit seiner Flucht und seinem neuen Leben in der Großstadt abgefunden hatte. Parallel zu seinem Praktikum in der Kanzlei nahm Mandela ein Fernstudium an der Universität von Südafrika (UNISA) auf, das er Ende 1942 mit einem Bachelor-Grad abschloss. Zur Studienabschlussfeier kehrte Mandela nach Fort Hare zurück. Sisulu borgte ihm das Geld für einen neuen Anzug. Die Anwaltskanzlei Sidelisks bildete den Ausgangspunkt für Mandelas politisches Engagement. Ein weißer Kollege, Nat Bregman, lud ihn zu kommunistischen Vorlesungen und gemischtrassigen Partys ein, ein schwarzer, Gaur Radebe, nahm ihn mit auf seine erste Massendemonstration gegen die Erhöhung der Buspreise. Radebe war ein aktives Mitglied von CPSA und ANC und bat Mandela zu Treffen der beiden Organisationen dazu. Bei KP-Versammlungen verfolgte dieser – «politisch uniformiert und unbedarft», wie er bekannte – erstaunt mit, wie Weiße, Schwarze und Inder gleichberechtigt politische Probleme diskutierten: «Mich beeindruckten die Mitglieder der Kommunistischen Partei. Weiße zu erleben, die dem Rassendenken keinerlei Bedeutung beimaßen, ... das ... war eine neue Erfahrung für mich.»¹⁵

Mit den Klassenkampfparolen der KP konnte Mandela wenig anfangen, für ihn stellten die Unterdrückung und Ausbeutung der Schwarzen die größte Ungerechtigkeit dar. Obwohl er anfangs viel zu zurückhaltend und nervös war, um selbst das Wort zu ergreifen, schürten die Treffen sein Interesse an den dort besprochenen Themen. Wann er genau politisiert wurde, konnte Mandela nicht sagen: «Ich hatte keine Erleuchtung, keine einzigartige Offenbarung, keinen Augenblick der Wahrheit. Es war eine ständige Anhäufung von tausend verschiedenen Dingen, tausend Kränkungen, tausend unerinnernten Momenten, die Wut in mir erzeugten, rebellische Haltung, das Verlangen, das System zu bekämpfen, das mein Volk einkerkerte.»¹⁶ Mandela beschloss, nicht Übersetzer für das Eingeborenenministerium oder Berater eines Häuptlings zu werden, sondern in die Politik zu gehen. Das führte ihn fast zwangsläufig zum ANC.

Der ANC war 1923 hervorgegangen aus dem elf Jahre zuvor gegründeten *Südafrikanischen Eingeborenen-Nationalkongress* (SANNC). Der SANNC wollte «alle Stämme und Rassen» zusammenbringen, um gegen die unmenschliche Behandlung durch die neue weiße Unionsregierung zu opponieren. Seine Wortführer waren mehrheitlich Angehörige der schwarzen Mittelschicht, Lehrer, Ärzte, Kirchenmänner und Geschäftsleute, die ihren Beschwerden und Anliegen durch Petitionen bei Premierminister und britischem König Gehör verschaffen wollten. Ihre Proteste richteten sich primär gegen das Landgesetz von 1913, das Schwarzen den Erwerb oder die Pacht von Grund und Boden außerhalb der Reservate verbot. Bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs stellte der SANNC seine Demonstrationen ein und erklärte sich mit Großbritannien solidarisch. Nach dem Krieg setzte die Organisation auf gewaltfreien Widerstand, wie ihn Mohandas Gandhi zu Beginn des Jahrhunderts gegen die Diskriminierung der Inder in Südafrika praktiziert hatte. Die weiße Regierung verweigerte aber jeden Dialog und ließ ihre Aufmärsche niederschlagen. Besonders die rassistische Nationale Partei der armen Buren, die seit 1924 an der Regierung beteiligt war und die in den Schwarzen ökonomische Konkurrenten sah, plädierte für eine gewaltsame Unterdrückung der Proteste.

Die ultimative Erniedrigung der Schwarzen kam 1936, als sie ihr Wahlrecht in der Kap-Provinz verloren. Obwohl dies nur 10 000 Wähler betraf, war das politische Signal verheerend, weil es ein seit mehr als 80 Jahren bestehendes Recht annullierte und die letzte Brücke zwischen schwarzer und weißer Welt zerstörte. Im ANC machten sich Desillusionierung und Frustration über die eigene Machtlosigkeit breit, er stellte nun fast seine gesamten Aktivitäten ein. Erst die Wahl des Arztes Dr. Alfred Xuma zum Vorsitzenden 1940 hauchte neues Leben in die Organisation. Unter seiner Führung veröffentlichte der ANC im Dezember 1943 einen Grundrechtskatalog mit dem Titel *Forderungen der Afrikaner in Südafrika* (Africans' Claims in South Africa). Sie waren inspiriert von Roosevelts und Churchills Atlantik-Charta mit der Vision eines Lebens frei von Furcht und Not und eines Selbstbestimmungsrechts der Völker. Allerdings trat der ANC mehr wie ein Bittsteller denn wie eine Partei auf, die für eine Beteiligung an der Macht im Staat kämpfte.

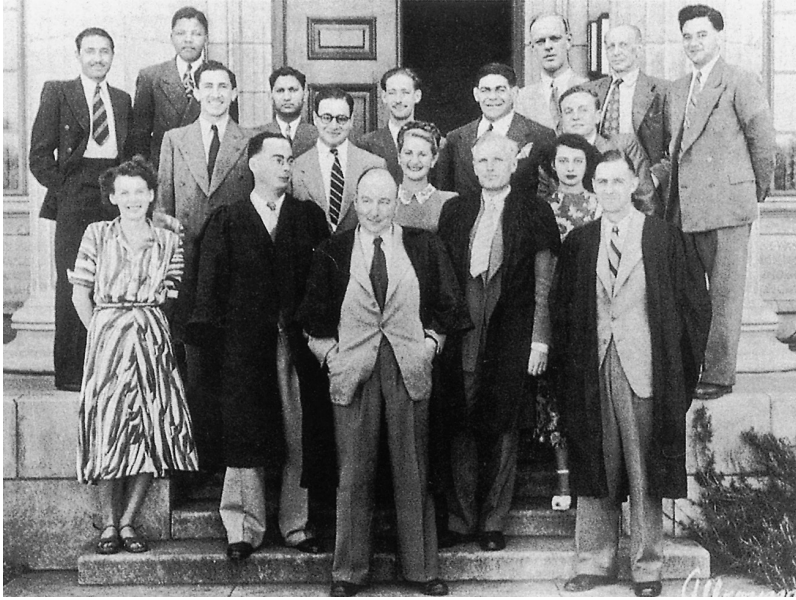
Einstieg in die Politik und Heirat

Mandela und andere junge Radikale wie Sisulu, sein Studienfreund aus Fort-Hare-Tagen Tambo, der Jurist Anton Lembede und der Lehrer Ashby Peter Mda erkannten ihre Chance. Unter dem Druck seiner «Kindergarten-Boys»¹⁷, wie er sie nannte, setzte Xuma auf dem ANC-Kongress 1944 die Schaffung der *Jugendliga* durch in der Hoffnung, die jungen Wilden kontrollieren zu können. Seine Rechnung ging nicht auf. In einem Manifest kritisierten sie die ANC-Führung scharf für ihre «erratische Politik, der Unterdrückung nachzugeben und sich dabei als Gruppe von Gentlemen mit sauberen Händen zu betrachten». Der ANC sei unter ihr zu einer Organisation der «privilegierten Wenigen» geworden, weise reaktionäre und konservative Züge auf, habe den Kontakt zu den einfachen Menschen verloren und eine Beschwichtigungspolitik gegenüber der weißen Regierung betrieben. «(D)ie nationale Befreiung der Afrikaner», so hieß es weiter,

«wird durch die Afrikaner selber erreicht». Ebenso dürfe «kein pauschaler Import fremder Ideologien» erfolgen.¹⁸

Diese Ablehnung jeder Zusammenarbeit mit Nicht-Schwarzen und Kommunisten entsprach durchaus Mandelas Überzeugungen, er hatte sich während der Debatten auf die Seite der «Afrikanisten» geschlagen. Xuma missbilligte die radikalen Forderungen der Nachwuchsaktivisten, konnte seine Kritik jedoch nicht öffentlich äußern, weil die Gründung der Jugendliga ja auf ihn zurückging. Die jungen Radikalen hatten den ANC-Führer ausmanövriert. Mandela gewann in den Diskussionen an Statur und Profil. Er entwickelte sich zu einem engagierten Debattenredner, besaß freilich den Ruf eines Nervtöters und Heißsporns. Tambo erinnerte sich an den Mandela dieser Jahre als «leidenschaftlich, emotional, sensibel, schnell anfällig für Bitterkeit und Vergeltung, wenn er beleidigt oder bevormundet wurde»¹⁹. Sisulu musste bei aller Wertschätzung seines Zöglings feststellen, er könne «sehr stur, sehr arrogant» und «extrem zornig» werden, wenn ihm die Motive anderer Leute, etwa der Kommunisten, verdächtig vorkamen.²⁰ Mandela gestand später ein, in sich «alle Schwächen, Fehler und Unbedachtheiten eines Jungen vom Land» vereint zu haben, der seine Unsicherheiten hinter «Arroganz» versteckte.²¹

Privat trat Mandela ebenfalls in eine neue Lebensphase ein. Bei den Sisulus, wo er nach seiner Zeit in den Minenunterkünften einige Monate wohnte, traf er im Juli 1944 die 23 Jahre alte Evelyn Mase, eine Cousine des Hausherrn. Sie verliebten sich ineinander, und schon nach wenigen Monaten bat der gutaussehende, charmante Mandela Evelyn um ihre Hand. Eine richtige Hochzeitsfeier kam angesichts seines steten Geldmangels nicht in Frage, nicht einmal *Lobola*, den traditionellen Brautpreis, konnte er den künftigen Schwiegereltern bezahlen. Als Anwaltsgehilfe erhielt Mandela nur einen kärglichen Lohn, zudem belegte er seit 1943 Jurakurse an der renommierten englischsprachigen Universität von Witwatersrand («Wits») in Johannesburg und musste Studiengebühren entrichten. Zumindest akzeptierten die vier britischen Hochschulen Wits, die Universität Kapstadt, die Universität von Natal und die Rhodes-Universität im Gegensatz zu



Nelson Mandela (oberste Reihe, zweiter von links) mit seinem Jurakurs auf den Stufen der Universität von Witwatersrand 1944.

den burischen wie die in Stellenbosch oder Pretoria eine Handvoll Schwarze in Seminaren und Bibliotheken. Selbst die Cafeterien und Toiletten konnten Angehörige aller Hautfarben nutzen. Der Rassismus blieb dennoch allgegenwärtig. Weiße Studenten suchten sich einen neuen Platz, wenn sich Mandela im Lesesaal neben sie setzte. Die Sportstätten und Schwimmbecken waren «Nicht-Europäern» ohnehin verschlossen, und an gesellschaftlichen Ereignissen durften sie nicht teilnehmen.

Da Mandelas Frau als Krankenschwester auch nicht viel verdiente, wohnten die Frischverheirateten zunächst in einem Zimmer bei Evelyns Schwester. Nach der Geburt ihres Sohnes Thembekile («Thembi») im Februar 1946 erhielten sie ein kleines Haus mit zwei Zimmern im Township East zugewiesen, aber schon ein Jahr später zogen sie nach 8115 Vilakazi Street in Orlando West, einen Stadtteil des späteren *South West Township* (Soweto). «8115» stand dabei für

die Grundstücksnummer, wie in Townships üblich, nicht für die Hausnummer. Es lag 17 Kilometer südwestlich von Johannesburg, verdeckt von den Abraumhügeln der Minen, so dass den Weißen der Anblick der Barackenstadt erspart blieb. Mandela war gleichwohl überglücklich. Endlich lebte er im eigenen, wenn auch gemieteten Heim. Es sah aus wie hunderte andere, war aus roten Ziegeln gebaut, stand mitten auf einem Hügel auf einem «briefmarkengroßen» Grundstück, hatte einen Koch- und Wohnbereich und drei kleine Zimmer, ein Wellblechdach und eine Außentoilette mit einem Eimer und keinen Stromanschluss. «(D)och es war mein erstes richtiges Zuhause», erinnerte sich Mandela, «und ich war sehr stolz darauf. Ein Mensch ist kein Mensch, ehe er nicht ein eigenes Haus hat.»²² 8115 Orlando West wurde der Ort, an dem Mandela 15 Jahre lang Kameraden zu politischen Diskussionen empfing und Pläne zum Kampf gegen die Apartheid schmiedete. Dauernd beherbergten er und seine jeweilige Frau, anfangs Evelyn, später Winnie, politische Aktivisten, einmal lebten mehr als zehn Personen unter einem Dach. 1975, als Mandela schon zwölf Jahre im Gefängnis saß, zog Desmond Tutu in ein Haus in derselben Straße hügelabwärts. Vilakazi Street kann deshalb beanspruchen, die einzige Straße der Welt zu sein, in der zwei spätere Friedensnobelpreisträger wohnten.

1947 erhielten die Mandelas erneut Nachwuchs. Tochter Makaziwe kränkelte jedoch von Geburt an und starb im Alter von neun Monaten an Hirnhautentzündung. Nach wie vor lebte die kleine Familie in ärmlichen Umständen. Als sich Mandela entschloss, sein Jurastudium Vollzeit zu betreiben, musste er vom Bantu-Sozialfonds zweimal Kredite für Studiengebühren und Bücher erbitten. An der Universität spürte er eine latente Feindseligkeit, selbst wenn niemand das beleidigende Wort «Kaffer» – abgeleitet vom arabischen «kafir», was ursprünglich «Ungläubiger» bedeutete – in den Mund nahm. Aber Wits eröffnete ihm auch eine «neue Welt, eine Welt voll Ideen, politischer Überzeugungen und Debatten, eine Welt, in der Menschen leidenschaftlich an Politik interessiert waren»²³. Dort entwickelte er ab 1943 erstmals politische Kontakte zu Menschen anderer Haut-

farbe. Er traf Ismail Meer, Joe Slovo und dessen spätere Frau Ruth First, Harold Wolpe und George Bizos und andere junge Linksradi-kale. Abram «Bram» Fischer, der spätere KP-Chef, war einer seiner Dozenten. In Meers kleinem Apartment, schrieb Mandela, «studier-ten, debattierten und tanzten wir sogar bis in die frühen Morgenstun-den»²⁴.

Slovo erinnerte sich an Mandela als «sehr stolzen, distanzierten schwarzen Mann, der sich seiner Schwarzheit sehr bewusst war», First als «gutaussehend, sehr stolz, sehr würdevoll, sehr kratzbürstig, ziemlich sensibel, vielleicht sogar arrogant»²⁵. Hilda Bernstein, die Frau des Kommunisten Lionel «Rusty» Bernstein, beschrieb ihn «als zurückhaltenden jungen Mann, unsicher und misstrauisch gegenüber Weißen, zu denen er bis dahin keinen gesellschaftlichen Kontakt gehabt hatte». Wo immer Mandela auftrat, hinterließ er einen Ein-druck – auch wegen seines stattlichen, durchtrainierten Körpers, sei-ner Schultern «so breit wie ein Flugzeugträger»²⁶ (Richard Stengel) und seiner gerade für die damalige Zeit ungewöhnlichen Größe. Süd-afrikanische Männer waren im Durchschnitt damals 1,68 Meter groß, Mandela überragte mit seinen 1,84 Metern in fast jeder Zusam-menkunft alle anderen Anwesenden. Als ihn die Bernstein-Kinder zum ersten Mal bei sich zu Hause sahen, kamen sie in die Küche zu ihrer Mutter gelaufen und schrien: «Da ist ein Riese in unserem Wohnzimmer.» Von da an hieß Mandela bei den Bernsteins nur mehr «der Riese»²⁷. Rowley Arenstein blieben vor allem das Charisma Mandelas, seine «dominierende Präsenz», seine Wärme und Nach-dencklichkeit im Gedächtnis.²⁸

Paradoxerweise gingen Mandelas wachsende Freundschaften mit diesen weißen und indischen Kommunisten und Radikalen einher mit seinem immer ausgeprägteren afrikanischen Nationalismus. So sehr er die neuen Mitstreiter persönlich schätzte, so sehr fürchtete er, sie fühlten sich ihm intellektuell überlegen. Obendrein musste er etliche Male Demütigungen erfahren. Eines Tages stieg er mit zwei indischen Bekannten in eine Tram, woraufhin sie der Schaffner auf Afrikaans anschnauzte, ihr «Kaffer-Freund» müsse draußen bleiben. Weil die

Inder Widerworte gaben, ließ der Schaffner die Tram anhalten und alle drei von einem Polizisten zur Wache bringen. Vor Gericht wurden sie am nächsten Tag indes sofort freigesprochen, als der Bezirksrichter sah, dass Bram Fischer, Spross einer der angesehensten Afrikaaner-Familien des Landes, sie verteidigte.²⁹

Zu dieser Zeit war Mandela feuriger Afrikanist und Antikommunist, der befürchtete, die KP werde gemeinsame Aktionen mit dem ANC dazu nutzen, um die Macht in der Organisation zu übernehmen. Der Inder Kathrada lernte ihn in dieser Zeit als «extremen Nationalisten»³⁰ kennen. Bei einer Veranstaltung der KP stürmte Mandela auf die Bühne, zerriss ihre Plakate und brachte das Mikrophon an sich. Ein anderes Mal drängte er den kommunistischen Sprecher mit Körpereinsatz vom Podium. Nach dem plötzlichen Tod des Präsidenten der Jugendliga, Lembede, wurde Mandela 1947 Sekretär der Organisation. Im ANC der Provinz Transvaal erhielt er ein Amt im Führungsausschuss. Bizoos hörte in dieser Zeit seinen Kommilitonen Mandela bei einer Veranstaltung vor einem gemischtrassigen Publikum eine feurige Rede halten. Sie gipfelte in den Sätzen: «Wir von der ANC-Jugendliga sind nicht länger bereit, an die Tür des weißen Mannes zu klopfen in der Hoffnung, dass er sie für uns öffnen wird. Wir werden nicht unsere Hand ausstrecken und um einen Gefallen bitten. Wir fordern Rechte für uns alle. Keine Androhung der Verhaftung oder anderer Strafen wird uns aufhalten.»³¹

Die Politik spielte nun eine zunehmend größere Rolle in Mandelas Leben, er begann, Familie und Studium zu vernachlässigen. Sein fünfjähriger Sohn Thembi fragte Evelyn einmal, wo der Vater denn lebe, weil Mandela schon aufgebrochen war, bevor er aufstand, und spät-abends zurückkam, als er bereits schlief.³² Wenn Mandela zu Hause war, was selten genug passierte, erwies er sich als fürsorglicher Vater, badete die Kinder und kochte ab und zu. Er führte ein sehr diszipliniertes Leben, stand im Morgengrauen auf, joggte und aß danach ein leichtes Frühstück. Er trank nicht und verbrachte seine Zeit auch nicht in den Shebeens, den halblegalen Kneipen der Townships. Bald entfremdete er sich von Evelyn. In seinen Memoiren schreibt Man-

dela in knappen, etwas herablassenden Worten, der Anfang vom Ende seiner Ehe sei gewesen, dass er sich immer mehr der Politik, seine Frau sich der Religion zuwandte. Die Wahrheit ist vielschichtiger. Evelyn war nicht unpolitisch, sondern sie ging zu Sitzungen der Ortsgruppe des ANC-Frauenverbands und war in der Krankenschwester-Gewerkschaft aktiv. Obwohl Mandela kaum Geld verdiente, Kredite nicht zurückzahlen konnte und die Mahnschreiben ignorierte, sah er sich als traditionelles Familienoberhaupt. Zugleich hatte er seine jüngere Schwester Leabie und seine Mutter, der er seit seinem Weggang aus Qunu kaum mehr begegnet war, ins Haus geholt. Damit wohnten fünf Personen in den drei kleinen Zimmern. Diese Vielfachbelastung durch Studium, Politik, Schulden und überfülltes Heim ließ ein normales Familienleben kaum zu. Trotz der angespannten finanziellen Lage gehörten die Mandelas zur winzigen schwarzen Elite. Der Zensus von 1946 zählte gerade 18 schwarze Anwälte und 13 schwarze Anwaltsgehilfen im Land, Evelyn war eine von nur 190 schwarzen Krankenschwestern.

1949 endete für Mandela enttäuschend. In seinem letzten Universitätsjahr bestand er drei Kurse nicht und musste den Dekan bitten, ihn zu Nachprüfungen zum LLB, dem Jura-Bachelor, zuzulassen. Im Gegensatz zu ähnlichen Anträgen zweier weißer Kommilitonen lehnte er seinen ab. Damit konnte Mandela zwar noch privater Rechtsanwalt werden, aber nicht mehr Advokat an höheren Gerichten, was sein eigentliches Ziel gewesen war. Ironischerweise versuchte er, seinen LLB später im Gefängnis per Fernstudium nachzuholen. Mandela erwähnt dieses Vorkommnis in seinen Memoiren nur am Rand, war jedoch tief getroffen und wütend. Seinem Freund Bizos erzählte er, der Dekan habe ihm ins Gesicht gesagt, Schwarze könnten eine solch hohe Position nicht bekommen, weil ihnen die Sitten und Gebräuche der Weißen fremd seien. Evelyn glaubte, diese persönliche Schmach habe Mandela veranlasst, sich mit voller Energie in den Kampf gegen die Apartheid zu stürzen.³³